

# Editorial

Revidierte Fassung, Juni 2021



Die „digitale Transformation“, unaufhaltsam und mit Macht vorangetrieben, ist zu einem omnipräsenten Thema in der Gegenwartskultur geworden. Offen bleibt dabei, wie weit grundsätzliche Aspekte dieses Transformationsanspruchs philosophisch und vor allem theologisch eingeholt werden können.

Eine Themenausgabe zur Digitalisierung zu editieren, ist auf den ersten Blick ein Vorhaben, das an Wagemut grenzt, zumal wenn die Publikation an einer Katholisch-Theologischen Fakultät angesiedelt ist. Die Sache selbst wird gegenwärtig quer durch die wissenschaftlichen Disziplinen in geradezu epischer Breite verhandelt, und die epidemiologisch bedingten Einschränkungen des Jahres 2020 haben der Technologie einen gewaltigen Impuls verliehen. Die derzeitigen technischen Möglichkeiten und Grenzen sind weitgehend bekannt; die teilweise in unabsehbare Ferne zielenden Visionen zeichnen je nach Blickwinkel des Visionärs oder der Visionärin ein düsteres oder strahlendes Bild. Das Individuum ist wohlinformiert und technisch mit dem Notwendigen ausgestattet, so scheint es zumindest – doch dieser Anschein entspricht nur teilweise den Fakten.

Es gibt tatsächlich einige Teilbereiche, die seltener in den Blick genommen werden und die nicht nur einen *digital gap* nahelegen, ein Auseinanderklaffen zwischen Menschen mit vertieften Systemkenntnissen und einfachen Nutzerinnen und Nutzern, sondern die auch ein grundsätzliches Problem in der Selbstdefinition des Menschen angesichts einer Technologie aufzeigen: Das real existierende Individuum, die Notwendigkeit seiner Vernetzung und die sehr limitierte Kontrollierbarkeit seiner vernetzten Existenz werden zunehmend zu einem Faktor, der in all seinen Konsequenzen gesehen und gestaltet werden muss.

Die vorliegende Ausgabe von [LIMINA](#) versucht, dazu einige ausgewählte Themen anzusprechen, die das Individuum auch in der hochtechnologi-

sierten und informatisierten Zivilisation unmittelbar betreffen. Sie widmet sich der kritischen Frage nach der Transformation individueller und kollektiver Maßstäbe von Humanität im Sog des digitalen Wandels.

Gerade aus theologischer Perspektive ist es in diesem Kontext mit einer Auseinandersetzung allein mit (sozial-)ethischen, technischen oder politischen Dimensionen der Digitalisierung keineswegs getan: Es gilt, auch weitere Fragehorizonte zu thematisieren:

- Was heißt es, dass „etwas existiert“, wenn es sich um einen digitalisierten Inhalt handelt?
- Worin besteht der Unterschied in der Existenzform zwischen empirischer und digitaler Wirklichkeit?
- Lassen sich Digitalisate in eine Seinshierarchie einordnen? Wenn ja, in welche und wo?

Andere Fragen betreffen das Verständnis von Personalität:

- Kann ein Digitalisat eine Person abbilden?
- Unter welchen Umständen könnte eine digitale Entität als „Person“ gedacht werden, und sind klassische philosophische und theologische Ansprüche an den Personbegriff wie Vernunft, Würde, Verantwortung, Wahrheit, Schuldfähigkeit, Geschöpflichkeit etc. überhaupt noch gültige Kategorien?

Ein weiteres Themenfeld betrifft die Eschatologie:

- In der christlichen Theologie ist die Vollendung von Mensch und Welt Gott vorbehalten. Digitalität und Technik legen dagegen Wege (vorläufig: Denkwege) offen, die auf Selbstvervollkommnung, Unsterblichkeit und Erlösung abzielen, zum Beispiel im Posthumanismus und in der Vision des *Mind-Uploading*. Wie sind diese theologisch zu bewerten?
- Entstehen in diesem Kontext gar neue Eliten, vielleicht gegenübergestellt einer neu formierten *massa damnata*, die mangels Ressourcen und Kenntnissen aus dem Paradies ausgeschlossen bleibt?

Um diese Fragen kreisen die Beiträge dieser Ausgabe und beleuchten sie aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln.

Auch bedingt durch die Umstände des Jahres 2020 erleben wir derzeit eine beschleunigte Phase der gesellschaftlichen Umgestaltung. Diese zeigt nicht nur eine (a) bemerkenswerte Affinität auch sonst eher veränderungsträger Kreise zu jenen digitalen Hilfsmitteln, die (zumindest dem Anspruch nach) das Leben erleichtern, die Umwelt entlasten, Zeit sparen etc., sondern auch eine (b) ebenso bemerkenswerte Unklarheit bzw. Uneinigkeit über die Schlüsselbegriffe, die dafür eigentlich grundlegend sind. Was genau ist denn die Digitalisierung, und vor allem: Was genau ist die Virtualität, die mit der Digitalisierung oft in einem Atemzug genannt wird? *Daniel Pachner* hat dazu Überlegungen angestellt und legt, ausgehend von Gilles Deleuze, einen Vorschlag vor, der die Existenzbedingung der Digitalität – die Hardware, die Maschine – mit ihrem Nutzer – dem Menschen – im Wege der Virtualität begrifflich verbindet und eine Möglichkeit aufzeigt, von der Interpretation des Digitalen als etwas potentiell den Menschen Überwindendes bzw. Ablösendes Abstand zu nehmen.

Eng verwandt mit der populären Interpretation der „virtuellen Realität“ ist die Idee des „Beamens“. Mit einer anekdotischen Einführung in dieses Konzept beginnt *Georg Gasser* seinen Beitrag, in dem er sich der Frage widmet, was die eigentlichen Rahmenbedingungen für Person und Identität sind und was die weit verbreitete Annahme, dass es möglich sei, den tatsächlichen Status einer konkreten Person digital abzubilden, stützen könnte. Ist das Bewusstsein einfach ein Emergenzphänomen einer Anordnung von Neuronen, die einen Grenzwert überschritten hat? Oder sind nicht vielmehr bewusste und nicht-bewusste Entitäten grundlegend verschieden? Und wie verhält sich die Idee eines *Mind-Uploading* zu einer christlichen Anthropologie, die Gasser auf der Grundlage von Karl Rahner abschließend anreißt?

Daraus ergibt sich eine Brücke zum folgenden Artikel: Formal dem Thema seines Beitrages entsprechend, nämlich in Verwobenheit zweier Interpretationsebenen von Allgegenwart, legt *Herbert Hrachovec* dar, dass die verbreitete Ansicht, es existiere eine Analogie zwischen der religiösen Lehre von der Omnipräsenz Gottes und der Telepräsenz des (digital repräsentierten) Individuums, auf einem Missverständnis beruht. In seine Überlegungen werden auch die Parallelen zwischen der Allwissenheit als göttlichem Attribut und der allgegenwärtigen Überwachung der Netzaktivität des modernen Menschen mit einbezogen – ein Kunstgriff, der *en vogue*, aber, wie Hrachovec zeigt, im Kontext der Informationsgesellschaft nicht

ungefährlich ist: „Das bestimmende Zeichen in ‚Omnipräsenz/Telepräsenz‘ ist der Trennstrich.“ Er setzt damit einen fundierten Kontrapunkt zum nächsten Artikel, der einen wesentlich technikaffineren Blickwinkel aufweist.

Ein von der Karl-Franzens-Universität Graz ausgehendes internationales und interdisziplinäres Netzwerk<sup>1</sup> leitete einen weitreichenden Paradigmenwechsel ein: Glaube wird nicht primär im Blick auf seine inhaltliche (propositionale) Ausprägung verstanden, sondern in seinem Charakter als Prozess. Diese Glaubensprozesse werden in einer wissenschaftlich mittlerweile etablierten Terminologie als *Creditionen* bezeichnet. Dies eröffnet eine neue Dimension sowohl für ein philosophisches wie auch für ein neurowissenschaftliches Verständnis von Glaubensprozessen im Sinne höherer kognitiver Fähigkeiten. Dieses Verständnis von Glaubensprozessen als Funktion des Gehirns steht auch im Zentrum des Beitrages von Sara Lumbreras und Lluís Oviedo<sup>2</sup>: Wenn Creditionen unerlässlich sind, um subjektiv sinnhafte Weltansichten zu generieren<sup>3</sup>, dann muss dies auch Einfluss auf ein Verständnis des Verhaltens autonomer und selbstlernender künstlicher Systeme haben. Die Idee der Analogie zwischen einem Gehirn und einem Computer kann auf diese Weise neu analysiert und diskutiert werden.

Im Kontext der Digitalisierung ist die Versuchung groß, das eigene Konzept der Weltdeutung in der vernetzten Sphäre ausschließlich technologisch zu formulieren. Bei näherem Hinsehen wird aber deutlich, dass auch die technische Entwicklung ohne menschliche Grundkategorien wie Wahrheit oder Vertrauen letztlich undenkbar ist. Freiheit ist dabei ein Leitbegriff, denn ohne diese sind jene beiden inhaltsleer – und mit ihr stellt sich unmittelbar die Frage nach zwei anderen, diesmal theologischen Leitbegriffen, nämlich Schuld und Barmherzigkeit. Christian Wessely nähert sich in seinem Beitrag der Frage, ob dadurch nicht ein grundlegendes Problem ausgewiesen ist, das den Menschen in seiner Neupositionierung als „digitale Analogie“ zuinnerst betrifft und ihn dazu zwingt, sein Gleichgewicht zwischen Gemeinschaft und Individualität je neu und schmerzhaft zu finden. Dass zu diesem Prozess, dessen Ausgang alles andere als sicher sei, Theologie einen fundierten Beitrag leisten kann und soll, gilt Wessely als sicher.

Große Erwartungen an Digitalisierung und Künstliche Intelligenz werden auf Grund der Alterung der Gesellschaft im Bereich der Pflege gestellt. Dies bringt jedoch nicht nur ethische, sondern auch rechtliche Herausforderun-

<sup>1</sup> Credition Research Network: <https://credition.uni-graz.at/>.

<sup>2</sup> Beide sind seit Jahren im *Credition Research Network* engagiert. Lluís Oviedo ist Co-Autor der ersten großen Veröffentlichung zu dieser Thematik: *Processes of Believing. The Acquisition, Maintenance, and Change in Creditions* (Springer Verlag 2017).

<sup>3</sup> Da Creditionen untrennbar mit neuronalen Bewertungsprozessen und damit gleichzeitig mit Emotionen verbunden sind, beeinflussen sie subjektive Vertrauens- und Werturteile. *No credition without emotion*. Creditionen sind dabei selbst nicht religiös, sie sind aber an der Ausprägung menschlicher ‚Religiosität‘ im Kontext von Religionen oder Worldviews beteiligt.

gen mit sich: *Karl Stöger* stellt sich in seinem Beitrag daher die Frage, in welchem Ausmaß der Ersatz von menschlicher durch maschinelle Pflege überhaupt zulässig ist und welche speziellen rechtlichen Probleme sich dadurch ergeben können.

Seit dem Jahr 1950 gilt der Turing-Test als eine Art Gütesiegel im Forschungsgebiet der Künstlichen Intelligenz. Er wirft die anthropologische Grundfrage auf, was es bedeutet, „menschlich“ zu sein oder als „menschlich“ zu gelten. Der Turing-Test hat dabei auch Einzug in manche Computerspiele gefunden. *Frank G. Bosman* zeigt in seinem Artikel auf, wie diese Computerspiele die Spielenden selbst zu einem Teil des Testprozesses machen und welche Fragen sich daraus an unser Verständnis des Menschseins ergeben.

Anthropologische Fragen stehen auch im Mittelpunkt des Beitrags von *Elisabeth Zissler*: Sie sieht den Entwicklungsprozess künstlicher Intelligenz in einer Reihe von Kränkungen, die das menschliche Gefühl der Einzigartigkeit im Laufe der Geschichte erschütterten. Dem stellt sie die Besonderheit der sozialen Intelligenz des Menschen gegenüber: Diese sieht sie als digital nicht kompensierbar und daher bleibend notwendig an, da die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts nicht allein durch Digitalisierung zu bewältigen seien.

Immer häufiger werden spirituelle und religiöse Praktiken in die Welt der Sozialen Medien verlagert und entsprechend transformiert. *Viera Pirker* macht einen römisch-katholischen Instagram-Account zum Zentrum ihrer Analyse. Ihr Ausgangspunkt ist dabei die Rekonstruktion eines Einzelbildes dieses Accounts mit dessen visueller und textlicher Kommunikationsstruktur.

*Eugen Dolezal* und *Moritz Windegger* loten in ihrem Beitrag das Spannungsfeld von Künstlicher Intelligenz und menschlicher Kreativität aus: In einem aufsehenerregenden Projekt der Deutschen Telekom wurde Beethovens 10. Sinfonie, die sog. „Unvollendete“, mit Hilfe von Algorithmen und Künstlicher Intelligenz zu Ende komponiert. Handelt es sich bei diesem Werk jedoch um Kunst? Auf Basis der Überlegungen von Walter Benjamin versuchen die Autoren Kriterien zu definieren, durch die sich menschliches Kunstschaffen qualitativ von KI-Projekten unterscheidet.

Die Bewahrung des menschlichen Kulturerbes, etwa in Museen oder Archiven, ist eine besondere gesellschaftliche Verantwortung. Doch wie gehen wir mit digitalen Erzeugnissen um? Lassen sich etablierte Kategorien, wie

die Unterscheidung von Authentizität und Reproduktion hier noch aufrecht erhalten? *Chiara Zuanni* geht im letzten Beitrag dieses Heftes solchen Fragen nach und zeigt, wie die Auseinandersetzung mit digitalen Objekten unser Verständnis von Kulturerbe und -bewahrung verändern kann.

Wir freuen uns, wenn Sie Ihr Interesse an [LIMINA – Grazer theologische Perspektiven](#) durch ausgiebige Lektüre stillen. Sie haben auch die Möglichkeit, sich über [limina-graz.eu](http://limina-graz.eu) als Leserin bzw. Leser zu registrieren. Feedback ist jederzeit über die Adresse [redaktion@limina-graz.eu](mailto:redaktion@limina-graz.eu) willkommen.

*tolle, lege – nimm und lies*

*Christian Feichtinger* und *Christian Wessely*  
Issue Editors, im Namen des gesamten Redaktionsteams